

Isabel Ashdown
Little Sister
Kannst du ihr vergeben?

Buch

Sechzehn Jahre lang haben sich die Schwestern Jessica und Emily nicht gesehen. Jessica verließ nach einem tragischen Ereignis in ihrer Jugend das Elternhaus und brach den Kontakt ab. Erst auf der Beerdigung ihrer Mutter sehen sie sich wieder und nähern sich erneut an. Die Vergangenheit scheint vergessen, und Emily lädt Jessica ein, in ihrem Haus bei ihrer Familie zu wohnen. Doch als Emilys kleine Tochter Daisy verschwindet, während Jessica auf sie aufpassen sollte, brechen alte Wunden auf, und das schöne Leben, das Emily so sorgsam aufgebaut hat, gerät aus den Fugen ...

Autorin

Isabel Ashdown wurde in London geboren und wuchs an der Küste von Sussex auf. Ihr preisgekrönter Roman »Glasshopper« wurde zweimal zum besten Buch des Jahres gewählt. Sie schreibt inzwischen hauptberuflich und setzt sich ehrenamtlich für die gemeinnützige Organisation »Pets as Therapy« ein. Sie ist derzeit Royal Literary Fund Fellow an der Universität von Chichester.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

ISABEL ASHDOWN

LITTLE
SISTER

KANNST DU IHR VERGEBEN?

Roman

Deutsch von Charlotte Breuer und
Norbert Möllemann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Little Sister« bei Orion Books, einem Imprint der Orion Publishing Group Ltd. London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Isabel Ashdown

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Sigrun Zühlke

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Karina Vegas/Arcangel Images

NG · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0570-8

www.blanvalet.de

Für meine Schwester Bec, in Liebe.

»Wer es in kleinen Dingen mit der Wahrheit nicht ernst
nimmt, dem kann man auch in großen Dingen nicht
vertrauen.«

Albert Einstein

Prolog

Du warst perfekt; makellos. Keines bösen Gedankens fähig, du strahltest wie die Sonne. Du hast alles mit Sinn erfüllt, und mit dir darin war meine Welt wärmer. Bis ich alles zerstört habe.

Es war still im Haus, und eine Weile waren nur wir beide da, allein, ohne die Anderen, die uns ablenken und mit ihren Geräuschen unseren Frieden hätten stören können. Du warst etwas ganz Besonderes, und von dem Moment an, als ich dich zum ersten Mal in den Armen hielt, wusste ich, dass zwischen uns eine Verbindung bestand, die sich nicht mit Worten beschreiben und auch nicht so leicht zerreißen lassen würde. Alle meinten, ich würde dich verwöhnen, rieten mir, ich solle dir nicht immer so viele Geschenke kaufen, sondern das Geld lieber für mich selbst ausgeben, aber sie begriffen nicht, dass ich nichts anderes wollte, als dich glücklich zu machen. Und dich zu beschützen. An jenem Abend saß ich eine Ewigkeit im Wohnzimmer, starrte auf den stummgeschalteten Fernseher und hoffte inständig, du würdest aufwachen, wenigstens einen Moment lang, damit meine Augen deine Liebe trinken konnten, damit ich deinen beruhigenden Herzschlag an meiner Brust spüren konnte.

»Versuch, sie nicht zu wecken«, hatte James am frühen

Abend gesagt, als die beiden, ganz das glamouröse Paar, zu ihrer Party aufgebrochen waren. »Schau einfach hin und wieder in ihr Zimmer, aber nimm sie nicht sofort hoch, wenn sie schreit! Sie schläft von allein wieder ein, wenn du ein paar Minuten abwartest.« An der Tür hatte sie ihren schicken Kamelhaarmantel zugeknöpft und ihm etwas zugeflüstert, woraufhin er noch einmal zurückgeeilt kam und mir eine Schale mit Pralinen hinstellte. »Babysitterzusage!«, hatte er gesagt. Dann, nach einem letzten Blick in den Spiegel, war er in der Nacht verschwunden.

Irgendwann kam es mir vor, als wären Stunden vergangen, aber in letzter Zeit kam mir sowieso alles merkwürdig vor, und ich wusste nicht, ob mein Zeitgefühl mir einen Streich spielte, wie so oft. Die Uhr zeigte nach eins an, aber das konnte nicht stimmen, oder? Es konnte doch nicht sein, dass ich so lange da gesessen hatte ... Ich war mir sicher, dass ich dich schreien hörte, und obwohl ich daran dachte, was dein Vater gesagt hatte, und wusste, dass ich dich nicht gleich hochnehmen sollte, konnte ich nicht anders und lief nach oben, um dich zu holen. Du hast dich so gefreut, mich zu sehen, hast mit deinen weichen Ärmchen gewedelt, und ich habe dich aus deinem Bettchen gehoben, mit in die Küche genommen und dich in deinen Hochstuhl gesetzt, damit du mir zusehen konntest, wie ich dir deine Milch warmmache. Ich habe dir ein paar Salzstangen hingelegt, und du hast vor dich hin gebrabbel und vergnügt damit herumgefuchelt, und ich war ganz hin und weg vor Glück. Ich hatte auch Hunger, und während deine Milch allmählich warm wurde, habe ich mir ein Sandwich gemacht, habe die letzten Reste Putenbrust vom Weihnachtsbraten aufgeschnitten und sorgfältig

auf einer Scheibe von dem krümeligen Biobrot verteilt, das James immer kauft. Ich habe mich oft gefragt, ob er auch so viel Erfolg bei Frauen hätte, wenn die wüssten, wie pingelig er ist. Bei dem Gedanken verging mir sofort der Appetit, und ich warf das Sandwich in den Hundnapf, wo es aufklappte, so dass sich das Putenfleisch auf dem glänzend sauberen Boden verteilte. Plötzlich blendete mich das helle Küchenlicht, und ich musste blinzeln; ich habe versucht, meinen Ärger herunterzuschlucken, als ich dein Fläschchen von der Anrichte riss und dabei die Milch überschwappte. Ich war so sauer. Wütend schaltete ich das grelle Licht aus, damit ich die Augen nicht mehr zusammenkneifen musste, und stellte mich dabei so ungeschickt an, dass ich aus Versehen das Brotbrett und das Messer laut scheppernd in die Spüle wischte. Als ich dich dann im Halbdunkel weinen hörte, tat mir alles furchtbar leid, und ich legte dir eine Hand auf die Schulter, um dich zu beruhigen, um dir zu zeigen, dass ich da war. Mein Herz raste, und ich lauschte mit angehaltenem Atem, ob ich die beiden zurückkommen hörte, denn ich hatte jedes Zeitgefühl verloren und Angst, sie würden mich schelten, weil ich dich unnötigerweise aus dem Bettchen genommen und geweckt hatte. Aber es blieb still, nur das leise Heulen des Winds draußen vor den Fenstern war zu hören. Sie würden nicht verstehen, dass ich dich nur im Arm halten wollte. Ich hatte ganz weiche Knie, als ich im Halbdunkel neben dir stand und das Weiße in deinen Augen sah, während du aus deinem Hochstuhl zu mir hochschautest und ich über die Perfektion deiner kleinen Finger und deiner runden Bäckchen staunte. Und dann, als ich dich gerade hochnehmen wollte, hörte ich plötzlich Reifen auf dem Kies in

der Einfahrt knirschen, Scheinwerferlicht erhellte kurz die Küche, und in der Sekunde, bevor es wieder dunkel wurde, sah ich deine geschlossenen Augen und das Blut auf deinem Strampelanzug, frisches Blut, leuchtend rot und nass. Ich schrie auf und griff panisch nach dir, um dich zu retten. Aber ich konnte dich nicht retten, nicht wahr?

Dann öffnete sich der Schlund der Dunkelheit wie ein stummes Brüllen, schloss sich um mich und raubte mir mit seinem erdrückenden Gewicht den Atem, während ich darin versank.

TEIL EINS

1 Jess

Emily sitzt in der Küche, ihre Gestalt zeichnet sich vor dem erdigen Schimmer des Lampenlichts ab. Jemand ist bei ihr; besorgt über sie gebeugt, eine Hand liegt auf Emilys Schulter, und selbst durch den Schleier meiner benebelten Gedanken sehe ich an der Art, wie ihre Brust sich mit jedem mühsamen Atemzug hebt und senkt, dass sie weint. Es ist eine minimale Bewegung, aber ich erinnere mich noch aus meiner frühesten Kindheit daran, wie Emily sich nach innen kehrte, sich beherrschte, um sich nur ja nichts anmerken zu lassen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie mit vier oder fünf Jahren ihren neuen roten Roller zu Boden schleuderte, weil sie meinen lilafarbenen haben wollte; verwirrt sah ich zu, wie sie mir den Rücken zuwandte, stumm auf die niedrige Gartenmauer starrte und genauso kurz atmete in dem Versuch, sich zu beherrschen. *Wie ein Vulkan*, hat Dad immer gesagt. *Wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch*.

Der Sanitäter sagt, ich soll stillhalten, und ich bin so müde, dass ich nicht widerspreche. Ich schließe einfach nur die Augen, lasse mich treiben und warte darauf, dass mir jemand sagt, was ich tun soll. Ich stehe allein an Deck der Fähre und wiege mich vor und zurück. Zum ersten Mal sehe ich die Insel, das Meer glitzert so stark, dass man eine Sonnenbrille bräuchte, während wir an gelben Bojen und

auf den Wellen schaukelnden Booten vorbei zu der Insel hinüberfahren, die mit ihren dichtbewaldeten Hängen und der Felsenküste den perfekten Hintergrund für idyllische Villen und hübsche Landhäuschen bietet. Hinter mir, jenseits des weißschaumigen Kielwassers der Fähre, erheben sich düstere napoleonische Festungen, und ich habe Angst. Was sind das nur für seltsame Gedankengänge?, frage ich mich. Ich spüre den harten Boden unter mir, und meine Fingerspitzen bewegen sich lustlos, ertasten die rauen Fugen der Küchenbodenfliesen. Bin ich betrunken, oder träume ich, oder sterbe ich gar? Mein Kopf fühlt sich an wie unter Wasser, es ist, als würde ich durch Wasser nach oben blicken, und doch empfinde ich eine Klarheit, die mir Angst macht. Ich spüre das Gewicht einer Hand auf dem Handgelenk, von Fingern, die an meinen Lidern zupfen, grelles Licht attackiert meine Netzhaut, und ich schnappe nach Luft, als meine Erinnerungen mich brutal an die Oberfläche reißen. Mit einem Mal bin ich hellwach, weiß, *erinnere mich*.

»Ein Arzt ist unterwegs«, sagt die Polizistin in Zivil, reicht mir ein Glas Wasser und gibt mir zu verstehen, dass wir ins Wohnzimmer gehen sollen. Ich kauere auf einem Stuhl im Durchgang zur offenen Küche, eine Decke um die Schultern, und schaue ins Esszimmer hinüber, wo James und Emily Fragen beantworten und mir hin und wieder verstörte Blicke zuwerfen. »Wollen Sie wirklich keinen Tee? Oder eine Tasse Kaffee?«

Ich schüttle den Kopf, wage kaum zu sprechen, während mir allmählich klar wird, was passiert ist. Daisy ist weg. *Weg?* Ich möchte mehr spüren, aber ich kann nicht, meine

Sinne sind durch den Aufprall betäubt, meine Gedanken und Gefühle verlangsamt. Es scheint unmöglich, dass sich das Leben von einem Augenblick zum anderen, so schnell, so grundlegend ändern kann. Mein Geist hat schon angefangen, sich durch die Erinnerungen zu graben, fieberhaft überlege ich, was fehlen könnte, und ich bete zu Gott, dass ich nicht irgendwie schuld an dem bin, was passiert ist, dass da nichts war, was ich hätte tun können, um es zu verhindern.

Als wir aus der hell erleuchteten Küche am Esszimmer vorbei ins Wohnzimmer gehen, werfe ich einen Blick zu Emily und James hinüber, die mit den anderen beiden Polizisten am Tisch sitzen, vor sich ein einzelnes Foto von Daisy. Emilys akkurater Pagenkopf hat seinen Partyglanz verloren, und sie wirkt winzig neben James, dessen Körperhaltung an die eines großen, breitschultrigen Jungen erinnert. Seine jugendlich unordentliche Frisur steht in Kontrast zu seinem plötzlich gealterten Gesicht. »Und was jetzt?«, fragt er den Polizisten, der ihm gegenüber sitzt. Seine Stimme klingt heiser, sein Ton eindringlich. »*Was passiert jetzt?*« Der Schmerz, den er und Emily ausdünsten, ist unerträglich. Sie sehen aus, als wäre das Leben aus ihnen gewichen, zwei transparente Gestalten im hellen Esszimmerlicht. Ich weiß, dass meine Schwester mich wahrnimmt, aber sie schaut mich nicht an, sie will meinem Blick nicht begegnen.

»Es sieht nicht so aus, als wäre irgendetwas gebrochen.« Wir sind inzwischen im Wohnzimmer, nur eine offene Tür trennt mich von meiner traumatisierten Schwester, und die Polizistin sieht mich an, als erwarte sie eine Antwort von mir. Sie zeigt auf das Sofa, und ich setze mich.

»Wie bitte?«

Sie zeigt auf mein blutbeflecktes T-Shirt und nimmt einen Notizblock heraus. »Sieht für mich aus wie Nasenbluten. Aber wir lassen Sie auf jeden Fall untersuchen. Also, Jess, ich bin DCI Jacobs.« So übertrieben deutlich, wie sie ihren Namen ausspricht, wird mir klar, dass sie ihn mir schon einmal genannt hat und nicht sicher ist, ob ich das registriert habe.

Die schicken nicht immer sofort die Kriminalpolizei, oder? Aber woher soll ich das wissen? Ich habe keine Ahnung, was normal ist oder in welcher Reihenfolge die hergekommen sind. Mein Zeitgefühl ist total durcheinander. Als ich an DCI Jacobs vorbei durch die offene Tür ins Esszimmer schaue, durchquert ein weiterer Polizist den Raum. Im ganzen Haus wimmelt es nur so von Leuten. Sind die alle gekommen, während ich auf dem Küchenfußboden lag? Oder habe ich nicht gemerkt, wie sie gekommen sind, während ich auf diesem Stuhl saß und versucht habe, meine Gedanken zu ordnen?

»Jess?«, wiederholt DCI Jacobs. Ich zucke zusammen und blinzele vor Anstrengung, mich zu konzentrieren. Sie ist älter als ich, vielleicht Ende vierzig, sie trägt das Haar so kurz, dass es so gerade hinter den Ohren hält, es ist grau. Sie ist nicht eitel, das spüre ich, aber in ihren dunklen Augen liegt eine ansprechende Energie, ein lebendiges Funkeln. Sie erwidert meinen Blick, als versuchte sie, mich einzuschätzen, und dann kommen die Fragen. Waren Sie den ganzen Abend allein? Haben Sie irgendetwas Außergewöhnliches bemerkt? War die Hintertür abgeschlossen? Sind Sie sich da ganz sicher? Wann haben Sie Ihre Nichte Chloe zum letzten Mal gesehen? Wie alt ist sie? Fünfzehn?

Um wie viel Uhr ist sie weggegangen? Ganz sicher? Verstehen Sie sich gut mit Ihrer Schwester? Und mit Ihrem Schwager? Wann haben Sie das letzte Mal nach Daisy gesehen? Wann haben Sie Daisy das letzte Mal *gesehen*? Ich bemühe mich nach Kräften, alle Fragen zu beantworten, aber anscheinend wirke ich irgendwie schuldig, denn ich kriege die Einzelheiten nicht richtig zusammen, und sogar in meinem verwirrten Zustand merke ich, dass einige der Lücken einen merkwürdigen Eindruck machen.

»Sie können sich also an *nichts* erinnern aus der Zeit zwischen neunzehn Uhr und zwei Uhr, als Ihre Schwester und Ihr Schwager nach Hause gekommen sind? Haben Sie mit jemandem telefoniert? Oder vielleicht ferngesehen?«

Ich wende mich dem Fernseher zu und schließe die Augen. Ein vages Bild, kaum Erinnerung zu nennen, taucht auf. »Es lief etwas, in dem ein Drache vorkam«, sage ich. Als ich die Augen öffne, schaut sie mich an, als glaubte sie mir nicht, oder als hielte sie mich für verrückt. »Ein Film, glaub ich«, fahre ich fort. »Ein Zeichentrickfilm. Aber ich habe nicht wirklich zugesehen. Es war nur Hintergrundrauschen. Ich erinnere mich, dass ich Hunger hatte. Vielleicht habe ich mir ein Sandwich gemacht.«

Mit zusammengezogenen Brauen schreibt sie etwas auf ihren Notizblock. »Was für ein Sandwich?«

Ich überlege. Ich habe keine Ahnung, was für ein Sandwich; ich habe das nur gesagt, um etwas zu sagen, damit sie aufhört, mich so anzusehen. Mist. Warum mache ich das? Warum mache ich alles falsch? »Truthahn?«

Nachdem sie sich noch etwas notiert hat, steht sie auf und geht durchs Esszimmer in die Küche. Ich folge ihr und wünsche, ich könnte mich in Luft auflösen, einfach durch

eine Bodenritze verschwinden. Ich bleibe in der Tür stehen, während sie sich in der Küche umsieht, das schmutzige Geschirr in der Spüle beäugt, den Kühlschrank öffnet und seinen Inhalt inspiziert. An der Küchenwand neben mir schaut Chloe aus einem alten Foto zu mir herunter – nicht die lustige, langbeinige Chloe von heute, sondern die kleine Chloe von vor Jahren, lange bevor ich sie kennengelernt habe. Es sind dieselben Augen, erstaunlich blau wie die ihres Vaters, aber noch ungeschminkt, nicht schwarz umrandet wie die Augen der Jugendlichen, die ich so gut kenne. Der Gedanke an sie bricht mir das Herz, der Gedanke an den Schmerz, der auf sie zukommen, an das klaffende Loch, das sich in ihrer Welt auftun wird. Sie ist ganz vernarrt in ihre kleine Schwester, verbringt Stunden mit ihr auf dem Spielteppich, als wäre sie selbst gern noch mal ein Baby. Sie stapelt bunte Bauklötze zu Türmen, höher und höher, bis Daisy nicht mehr länger widerstehen kann und sie mit ihrem Patschehändchen umstößt. »Du Dummerchen!«, ruft Chloe dann in gespielter Empörung aus. Was Emily nicht ausstehen kann. »Sag nicht Dummerchen zu ihr!« Ich schlage mir jedes Mal eine Hand vor den Mund und wende mich ab, während Chloe Daisy grinsend auf den Arm nimmt und ihr erlaubt, mit den weichen Fingerchen in ihren langen, kupferrot gefärbten Haaren zu spielen. Ich liebe die beiden Mädchen.

DCI Jacobs streckt den Kopf zur Tür herein, um Emily und James etwas zu fragen, die immer noch am Esstisch vernommen werden. »Verzeihen Sie die Störung ... Mr. und Mrs. King, haben Sie noch Truthahnreste von Weihnachten übrig?«

Emily wirkt verblüfft, beinahe gekränkt, und schüttelt

den Kopf. »Wir haben die letzten Reste vor ein paar Tagen weggeworfen.«

»Danke«, sagt DCI Jacobs und bedeutet mir mit einer Kopfbewegung, ihr zurück ins Wohnzimmer zu folgen. »Also«, sagt sie, als wir wieder sitzen. Ihre Stimme klingt leise und beherrscht. Sie stützt die Ellbogen auf den Knien ab und beugt sich vor, so dass ich jedes Wort, das sie mit ihren schmalen Lippen formt, hören und sehen kann. »Fangen wir nochmal von vorne an. Und wenn die Antwort diesmal lautet *Ich weiß es nicht*, dann sagen Sie *Ich weiß es nicht*, verstanden? Ein einjähriges Kind ist verschwunden, und aus Rücksicht auf Ihre Schwester nebenan spreche ich leise, aber bei Kindesentführung geht es um Sekunden. Das Kind kann noch nicht laufen, wir wissen also, dass die Kleine nicht ausgerissen ist. *Sie wurde entführt*.« Sie schaut mir fest in die Augen, um sich zu vergewissern, dass ich den Ernst der Lage begreife. »Alles, was Sie mir sagen, wird überprüft werden, und wir können viel Zeit sparen, wenn Sie dem Drang widerstehen, Dinge zu erfinden, wenn Sie eine Frage nicht beantworten können. Haben Sie das verstanden?«

Ihre Stimme klingt fest und beruhigend, und ich spüre, wie ihr Blick bis in mein Innerstes dringt. Sie gibt mir noch eine Chance.

»Tut mir leid«, stammle ich und höre selbst, wie verzagt es klingt. »Ich – ich bin einfach in Panik geraten. Ich versuche ja, mich zu erinnern, ehrlich. Aber ich war bewusstlos. Es ist was mit dem Herzen – die Ärzte nennen das ›Episode‹; das ist mir schon seit Jahren nicht mehr passiert, und ich dachte, es wäre ausgestanden, aber wenn es passiert, dann ist es wie ein Hieb mit dem Vorschlaghammer. Und

hinterher ist meine Erinnerung voller Lücken, ich bin wie benommen, und ich dachte, wenn ich *gar nichts* sage, würden Sie denken, ich hätte was zu verbergen, und Daisy – o Gott, Daisy ...«

Und da trifft es mich wie ein Schlag: Meine Nichte ist weg. Die süße, wundervolle kleine Daisy ist verschwunden.

2 Emily

Sie hatte nicht damit gerechnet, ihr auf der Beerdigung zu begegnen. Mit den Jahren war Jess verblasst wie die Sepiatöne alter Schwarz-Weiß-Fotos oder die bruchstückhafte Erinnerung an einen vor langer Zeit gesehenen Film. Nicht dass Emily nie an sie gedacht hätte; sie wusste, dass es ihre Schwester irgendwo in der Welt gab, nur nicht in ihrer Welt, und das seit sechzehn Jahren. Und so waren die heftigen Gefühle der Zuneigung, die sie überfielen, ganz und gar unerwartet gekommen, als sie Jess' unverwechselbare Silhouette am Ende der ersten Kirchenbank entdeckte. Von weitem, im Licht, das von oben durch das Kirchenfenster auf sie fiel, wirkte sie unverändert. Emily hätte sie überall erkannt: das etwas strähnige, sonnengebleichte Haar, der leicht schräg gehaltene Kopf, die schmalen Schultern unter einer männlich geschnittenen Jacke. Wie mochte es für sie sein, nach all den Jahren in der Ferne in ihre friedliche Heimatstadt zurückzukehren? Für Emily fühlte es sich schon merkwürdig an, ein Mal im Jahr zurückzukommen, wie musste es sich da nach fast zwanzig Jahren anfühlen? Wie unter Geistern.

Instinktiv suchte Emily James' Nähe und hakte sich bei ihm unter, während sie den Blick über die hinteren Bänke der kleinen Kirche wandern ließ. Chloe ging unbeholfen neben ihnen her, sie zitterte sichtlich in der Kühle des

steinernen Gemäuers und umklammerte die Ärmel ihres Mantels mit den Fäusten. Auf der Suche nach bekannten Gesichtern unter den Freunden und Nachbarn ihrer Mutter streifte Emilys Blick kurz ihre alte Schulfreundin Sammie Evans, die ganz am Rand saß, aber ansonsten erkannte sie niemanden. Viele der Anwesenden schienen jedoch sie zu erkennen und nickten und lächelten grüßend, als sie stumm mit James und Chloe zur ersten Reihe schritt, die für die engsten Angehörigen reserviert war. *Das da ist Emily*, dachten sie vermutlich. *Das ist Emily mit ihrem Witwer und ihrem gemeinsamen Baby, und das ist ihre Stieftochter. Wie furchtbar traurig. Die Mutter ist gestorben, als das Mädchen noch ganz klein war. Wirklich traurig. Unglaublich, wie Emily sich der beiden angenommen hat. Er hat ein eigenes Unternehmen, wissen Sie.* Aber ja, sie wussten alle, wer sie waren: Emilys Mutter hatte stolz bei Tee und Kuchen alle Einzelheiten erzählt, aber diese von ihr so geliebten Plauderstunden waren nur ein schwacher Trost dafür gewesen, dass sie sie so selten besucht hatten. Wann sind diese Leute nur so alt geworden?, fragte sich Emily beim Anblick all des silbergrauen Haars und der schwarzen Trauerkleidung. Sie erkannte kein einziges Gesicht von früher. Werden wir alle einmal so enden? Daisy zappelte auf James' Arm, und er löste sich von Emily, um sie sich auf die Hüfte zu setzen. Selbst die Kleine war ganz still, als spürte sie den feierlichen Ernst des Gotteshauses. So hatten ihre Eltern die Kirche immer genannt, *das Gotteshaus*, und Emily und ihre Schwester hatten sich jedes Mal beherrschen müssen, um nicht zu grinsen oder die Augen zu verdrehen oder sich sonst wie abfällig zu äußern, wie Teenager es tun, die sich von der Religion abwenden. Ihre Mutter hatte sich nie damit abfinden können,

dass keine ihrer Töchter den katholischen Glauben praktizierte, und auch ihren Vater hatte es, auch wenn er es nie ausgesprochen hatte, traurig gemacht, seine Mädchen beim sonntäglichen Kirchengang nicht an seiner Seite zu haben. Natürlich war Jess längst aus dem Haus gewesen, als Emily endlich den Mut aufgebracht hatte, mit ihrem Glauben zu brechen, aber über die Jahre hatten sie und ihre Eltern gelernt, das Thema zu meiden, die Augen vor der Enttäuschung zu verschließen, die immer im Raum stand. Aber jetzt spielte all das keine Rolle mehr, jetzt waren ihre Eltern beide tot. Vielleicht hatte Jess deswegen zurückkommen können; vielleicht war es ja einfacher, geliebten Menschen gegenüberzutreten, wenn sie nicht mehr da waren.

Als Daisy ein Händchen nach ihr ausstreckte, versetzte ihr der Gedanke einen Stich, dass sie ihre Mutter im letzten halben Jahr kein einziges Mal mit der Kleinen besucht hatte. Bei ihrem letzten Besuch war Daisy drei oder vier Monate alt gewesen, und ihre Mutter würde sie jetzt wahrscheinlich gar nicht wiedererkennen mit ihren hübschen blonden Locken. Im ersten Lebensjahr veränderten sich Kinder so schnell. Das sagten die Leute doch immer, oder? *Genießt die ersten Jahre mit euren Kindern! Ehe ihr euch verseht, sind sie aus dem Haus.* Mit drei Monaten hatte Daisy sich gerade mal vom Bauch auf den Rücken drehen können, und inzwischen hatte sie eine ganze eigene Welt: Lieblingsspielsachen und Lieblingsfernsehsendungen, beste Freunde und lustige Angewohnheiten. Erst letzte Woche hatten sie Tränen gelacht, als sie versucht hatte, sich durch die alte Katzenklappe zu zwängen, weil sie draußen ein Spielzeug liegen gelassen hatte. Die Geschichte hätte Mum gefallen, dachte Emily. Sie dachte an all die anderen Dinge, über die sie nie mit ihrer

Mutter gesprochen hatte. Jess' Verschwinden. Die Taktlosigkeiten ihres Vaters. Ihren eigenen verzweifelten Wunsch fortzugehen. Müsste sie deswegen ein schlechtes Gewissen haben? Weil sie all diese Gelegenheiten verpasst hatte, ihre Mutter besser kennenzulernen, sie ein bisschen mehr zu lieben? Vielleicht kamen die Schuldgefühle gerade jetzt, weil sie wieder in einer Kirche war. Oder vielleicht, weil sie Jess allein dort sitzen sah, ohne einen Freund oder Verwandten an ihrer Seite. Typisch katholisch, dachte Emily, mit so etwas kennen wir uns aus – Scham, Beklemmung, Reue. Eigentlich hielt Emily sich nicht für jemanden, den solche Gefühle allzu sehr belasteten, und doch fragte sie sich, während sie auf den am Ende des Mittelgangs aufgebahrten Sarg zugehen, ob Gott sie wohl gesehen hatte, als sie entnervt die Augen verdreht hatte über den Wunsch ihrer Mutter, nach katholischem Ritus beerdigt zu werden. In ihrem eigenen Testament hatten sie und James verfügt, dass sie verbrannt werden wollten (und dass ihre Asche auf einem Hügel verstreut werden sollte; wenn schon, denn schon), und jetzt fragte sie sich, was Gott wohl davon hielt – oder was er davon hielt, dass sie jeden Abend die Pille nahm und für das Recht auf Abtreibung war. *Segne mich, Vater, denn ich habe gesündigt – meine letzte Beichte liegt einundzwanzig Jahre zurück, und ich habe gegen alle Regeln verstoßen.*

Mit einem Mal fing sie an, sich Sorgen darüber zu machen, was die Anderen wohl denken würden, wenn sie nicht zur Kommunion ging, und je näher sie dem Sarg kamen, desto mehr spürte sie, mit welcher Kraft ihr Atem gegen ihre Rippen drückte. Sie atmete ganz langsam und geräuschlos aus, und als sie die erste Bank erreichten, drehte Jess sich zu ihr um und schaute sie an, als hätte sie längst

gewusst, dass sie da war, und als spürte sie ihr Unbehagen. Jess lächelte warmherzig, und Emily setzte sich ohne nachzudenken neben sie und nahm ihre Hand. So einfach glitten sie zurück in das Leben der Anderen: ein kurzer Moment des Verstehens, ein Augenblick geteilter Trauer.

Und jetzt, drei Monate später, befinden sie sich in einer Szene wie aus einem alptraumhaften Paralleluniversum, in kleinen Gruppen im Haus verteilt, während draußen langsam der Morgen dämmt. Sie sitzen in Gruppen zusammen wie für Porträtstudien: die am Boden zerstörten Eltern über den Esstisch gebeugt, flankiert von zwei Polizisten; die Fremden jenseits des Durchgangs, Spezialisten, die die Kücheninsel und den blutbeschmierten Fußboden fotografieren; die vollkommen verstörte Tante in der Wohnzimmertür, eine Decke um die Schultern. Emily wirft James einen kurzen Blick zu, bevor sie die Frage des Polizisten beantwortet und genau dasselbe aussagt wie ihr Mann vorhin: »Wir sind zusammen nach Hause gekommen. So gegen zwei. Da lag Jess auf dem Küchenfußboden.«

Sie spürt den Blick ihrer Schwester auf sich; sie spürt das stumme Flehen, die Bitte, sich ihr zuzuwenden, sie anzusehen und ihr Hoffnung zu schenken. Aber das wird sie nicht tun, das kann sie nicht. Sie starrt auf das dunkle Astloch in der hölzernen Tischplatte, konzentriert sich auf die Maserung, bis sie aus dem Wohnzimmer hört, wie Jess mit merkwürdig stumpfer Stimme die Fragen der Polizistin beantwortet. Mit einem Mal ist sie seltsam gefasst und weiß, dass sie sich alles selbst zuzuschreiben hat. *Sie* hat Jess in die Familie zurückgeholt, trotz allem, was vorgefallen war. Sie hat ihr vertraut. Sie hat ihr *verziehen*.

3 Jess

Ich sitze im Verhörraum des Polizeireviers von Newport, und alles, was ich denken kann, ist: Verdächtigen sie mich? Bin ich verhaftet? Die Polizistin meinte, nein, sie hielten es nur für besser, die Befragung auf dem Revier fortzusetzen. Aus Respekt gegenüber Emily und James. Trotzdem haben sie meine Kleider in Plastiktüten gesteckt, sind mir mit einem Zahnstocher unter die Fingernägel gefahren und haben Fingerabdrücke abgenommen.

»Das machen wir auch mit James und Emily«, sagt DCI Jacobs. Sie hat mich fast keine Sekunde aus den Augen gelassen, seit wir losgefahren sind, hat mir bei der Anmeldung geholfen, als wir auf dem Revier ankamen, wo am frühen Neujahrmorgen natürlich der Teufel los war. Sie hat mir erklärt, dass sie die Ermittlung leitet. *Ermittlung*.

»Sie werden also auch deren Kleider in Plastiktüten stecken?«, frage ich.

»Nein, das nicht. Aber an ihren Kleidern ist auch kein Blut. Das ist das ganz normale Prozedere. Wir müssen Ihr Blut analysieren, Jess, um festzustellen, ob das Blut an Ihren Kleidern von Ihnen selbst oder von jemand anderem stammt. Oder von *Daisy*.«

Jedes Mal, wenn ihr Name fällt, dreht sich mir der Magen um, bei jeder Andeutung, bei jedem unausgesprochenen Verdacht, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte ...

Ein Polizist kommt herein und stellt mir einen Pappbecher mit Kaffee hin. Ich trinke einen Schluck und zucke zusammen: kein Zucker. Ich nehme den Mann vage wahr, groß, mit Bart, etwa Mitte vierzig, aber meine ganze Aufmerksamkeit gilt DCI Jacobs. Sie ist diejenige, die ich überzeugen muss. Er setzt sich neben sie und hantiert am Aufnahmegerät herum, während sie eine neue Seite in ihrem Notizblock aufschlägt und das Datum und noch ein paar andere Sachen notiert, die ich von dort, wo ich sitze, nicht lesen kann. Es geht los, DCI Jacobs geht alle Fragen von vorhin noch einmal durch, und ich gebe mir alle Mühe, ihren Rat zu beherzigen, nachzudenken, bevor ich antworte, mir die Szene bildlich vorzustellen. Aber es ist schwer, wirklich schwer, bei all den großen Lücken in meiner Erinnerung.

»Um wie viel Uhr sind James und Emily zu ihrer Party aufgebrochen?«, fragt DCI Jacobs und geht übergangslos noch einmal zum Anfang zurück. Ihre Miene ist undurchdringlich, ihre kantigen Züge verraten nichts darüber, was sie über mich denkt, was ihrer Meinung nach passiert ist.

»Um kurz nach sieben«, antworte ich.

»Wissen Sie, wo die Party stattfand?«

Ich schaue sie ausdruckslos an. »Nein. Also, ich weiß, dass die Party bei Marcus und Jan war, aber ich weiß nicht genau, wo die wohnen. Irgendwo in der Nähe von Shanklin, glaub ich. *Fairbrother*. So heißen sie mit Nachnamen.«

DCI Jacobs macht sich Notizen, obwohl das Lämpchen am Rekorder anzeigt, dass alles aufgenommen wird. »Und woher kennen Ihre Schwester und Ihr Schwager Marcus und Jan Fairbrother?«

»Er ist einer von James' ältesten Freunden. Außerdem

sind sie Geschäftspartner – ich glaube, sie haben vor ein paar Jahren ihre beiden IT-Firmen zusammengelegt. Wenn Sie das genauer wissen wollen, müssen Sie James fragen.«

»Sie sagten also, die beiden sind gegen sieben zu der Party aufgebrochen? Wieso sind Sie sich bei der Uhrzeit so sicher?« Offenbar will sie feststellen, wie zuverlässig ich bei so schlichten Informationen bin, denn sie stellt lauter solche Fragen.

»Es war auf jeden Fall kurz vor sieben – das weiß ich, weil Emily unbedingt pünktlich loswollte und Daisy noch nicht schlief. Ich war in der Küche, und James hatte sich gerade den Mantel angezogen und war dabei, die Hintertür abzuschließen. Emily stand unten an der Treppe und war total gestresst, weil Daisy immer noch in ihrem Bettchen vor sich hin plapperte. Ich hab ihnen gesagt, sie sollten ruhig gehen, ich würde mich schon um Daisy kümmern.«

DCI Jacobs gibt mir mit einem Kopfnicken zu verstehen, dass ich fortfahren soll.

»Ich passe seit Oktober regelmäßig auf sie auf und bin es gewohnt, sie ins Bett zu bringen.«

»Seit drei Monaten. Also seit Sie bei Ihrer Schwester und Ihrem Schwager eingezogen sind?«

»Ja. Emily hatte kurz davor wieder angefangen zu arbeiten. Sie ist Hilfslehrerin an der örtlichen Grundschule. Sie hatten schon lange nach einer Kinderfrau gesucht, aber keine gefunden, die ihnen gefiel, und als ich mich angeboten habe, das zu übernehmen, hat meine Schwester sich sehr gefreut.«

»Sind Sie ausgebildete Tagesmutter?«

Mir bleibt fast das Herz stehen; offensichtlich verdächtigen sie mich, sonst würden sie doch so etwas nicht fragen, oder? »Nicht direkt. Aber ich habe auf meinen Reisen öfter

Kinder gehütet, und ich bin Daisys Tante, also hat Emily mir vertraut ...« Das mit dem Kinderhüten auf Reisen ist gelogen, und mir wird ganz heiß. Ich hoffe bloß, dass sie es nicht bemerken. Plötzlich erscheint mir die kleine Flunzerei, die ich Emily aufgetischt habe, wie eine Riesenlüge und von großer Bedeutung, aber jetzt, Monate später, lässt sich daran nichts mehr ändern. Was würde Emily denken, wenn sie die Wahrheit wüsste?

»Sie sagten, Emily hätte niemanden gefunden, der ihr gefiel – woran lag das?«

»Wie meinen Sie das?«

»Weshalb haben die Bewerberinnen ihr nicht gefallen?«

»Ach so. Ich weiß nicht – sie hat ziemlich hohe Ansprüche – in Bezug auf die Ernährung, das Abstillen, solche Sachen – und ich nehme an, manchen war das zu viel; andere wird sie vielleicht einfach nicht gemocht haben. Sie ist eine gute Mutter, sehr gewissenhaft. Jemand, dem man seine Kinder anvertraut, muss einem sympathisch sein, da muss die Chemie stimmen, finden Sie nicht? So jemandem muss man vertrauen können.«

DCI Jacobs nickt langsam. »Haben Sie selbst Kinder, Jess?«

Ich schüttele den Kopf, unfähig, ihr in die Augen zu sehen. Es gefällt mir überhaupt nicht, wie sich diese Fragen anfühlen.

»Was ist mit Emilys Stieftochter Chloe? Wie alt ist sie? Fünfzehn? Soweit ich weiß, war sie an dem Abend auch weg. Wie kommen Sie mit ihr zurecht?«

»Mit Chloe? Ich habe sie sehr gern, sie ist ein tolles Mädchen. Wir kommen sehr gut miteinander aus.«

DCI Jacobs wirft einen Blick auf ihre Notizen. »Nach

meinen Informationen ist Chloes Mutter gestorben, als sie noch sehr klein war – und ein Jahr später haben Emily und James sich kennengelernt, richtig?»

»Ja. Da war Chloe vielleicht zwei oder drei.«

»Versteht Chloe sich gut mit Ihrer Schwester – mit ihrer Stiefmutter?«

Ist das eine Fangfrage? »Ja«, antworte ich, aber ihr entgeht mein Zögern nicht, und ich habe sofort das Gefühl, Emily verraten zu haben. Ich bin dermaßen erschöpft, dass ich alles falsch mache; selbst wenn ich die Wahrheit sage, klingt es, als würde ich lügen. Wie soll ich mich verhalten? Wie soll man die Hände auf den Tisch legen – wohin soll man den Blick richten – in welchem Ton soll man sprechen, wenn man weiß, dass sie die ganze Zeit auf ein Zeichen dafür lauern, dass man die Unwahrheit sagt? Verzweiflung überkommt mich, und plötzlich weiß ich nicht mehr, was sie mich gefragt hat.

»Emily und Chloe?« DCI Jacobs' Augen weiten sich ein wenig, sie möchte offenbar, dass ich mehr dazu sage.

»Sie sind ganz normal, wie Mutter und Tochter eben – mal vertragen sie sich großartig, dann streiten sie sich. Ich war genauso in dem Alter. Chloe ist ein Teenager, was soll man da erwarten?«

»Aber mit Ihnen versteht Chloe sich sehr gut?«

»Ja, natürlich, ich bin ja auch nicht ihre Mutter. Für mich ist es einfach. Ich versuche, an den Wochenenden ein bisschen Zeit mit ihr zu verbringen, damit Emily sich um Daisy kümmern kann. Em ist immer müde; es ist schwer, nach der Babypause wieder arbeiten zu gehen.«

»Wie ist sie denn so, wenn sie müde ist? Verliert sie schon mal die Beherrschung?«

»Nein!«

DCI Jacobs sieht mich ungläubig an. »Nie?«

Die Frau macht mich ganz verrückt, ich könnte schreien. »Na ja, *manchmal* natürlich«, erwidere ich gereizt. »Sie ist schließlich kein Roboter. Aber nicht Daisy gegenüber, falls Sie das meinen. Daisy ist total pflegeleicht, Emily hätte gar keinen Grund, ihr gegenüber die Beherrschung zu verlieren. Sie ist ein *Baby*, Herrgott noch mal! James oder Chloe gegenüber ist Em vielleicht schon mal etwas gereizt – oder mir gegenüber – aber niemals gegenüber Daisy.«

Die Fragen hören nicht auf. »Und wie steht Chloe zu Daisy? Halten Sie es für möglich, dass sie sich ein bisschen vernachlässigt fühlt?«

Ich lache, aber ich merke sofort, dass das nicht gut ankommt. »Nein! Also, wenn Sie glauben, Chloe hätte irgendetwas damit zu tun ...« Ich fasse es nicht, dass sie das denkt. »Chloe ist ganz vernarrt in ihre kleine Schwester! Außerdem war sie gestern Abend bei einer Freundin. Sie war nicht mal zu Hause. Sie war bei Beth.«

Der Polizist macht sich ein paar Notizen.

»Also«, fährt DCI Jacobs fort, »kommen wir noch einmal auf gestern Abend zurück. Haben Sie, nachdem Emily und James gegangen waren, nach Daisy gesehen?«

Ich überlege angestrengt, versuche, mich an die unauffälligen Einzelheiten des Abends zu erinnern, bemühe mich, mir alles ins Gedächtnis zu rufen, bevor ich antworte. »Ja. Jetzt erinnere ich mich wieder. Nachdem die beiden weg waren, hat Daisy noch eine ganze Weile in ihrem Bettchen vor sich hin geplappert – ich hatte das Babyphon eingeschaltet –, aber nach einer halben Stunde fing sie an zu weinen, und ich wusste, dass sie nicht auf-

hören würde, wenn ich nicht zu ihr nach oben ginge. Als ich ins Zimmer kam, habe ich sofort gerochen, dass sie eine frische Windel brauchte; es war so schlimm, dass ich sie kurz baden musste. Ich habe ihr einen sauberen Schlafanzug angezogen und das Bettchen frisch bezogen und sie fünf oder zehn Minuten lang auf dem Schoß gewiegt, bis sie eingeschlafen ist. Dann habe ich sie in ihr Bett gelegt und bin wieder nach unten gegangen.«

»Könnte jemand ins Haus eingedrungen sein, als Sie oben waren?«

»N-nein ...«, antworte ich vorsichtig und überlege kurz. »Nein, das hätte ich bestimmt gemerkt. Jedenfalls habe ich nichts gehört, und es war auch nichts verändert, als ich wieder nach unten gekommen bin. Und wenn jemand ins Haus eingedrungen wäre, dann hätte der sich ja vier Stunden oder so verstecken müssen, bevor er Daisy entführt hat.«

Inzwischen frage ich mich tatsächlich, ob vielleicht jemand mit mir zusammen im Haus war. Jemand, der die ganze Zeit zugeschaut, gelauscht und auf den richtigen Moment gewartet hat.

»Was haben Sie getan, als Sie nach unten kamen?«

»Nichts – wie gesagt, der Fernseher lief, aber ich habe gar nicht richtig hingesehen. Ich hab in ein paar Zeitschriften geblättert, wahrscheinlich ein bisschen gedöst. Und zwei oder drei Pralinen gegessen.« Beide Polizisten schauen mich erwartungsvoll an. Ich weiß nicht, was sie von mir hören wollen. Was soll ich sagen? »Quality Streets, glaub ich.«

»Haben Sie Alkohol getrunken?«

Ich denke an die Flasche Prosecco, die James aufge-

macht hat, bevor die beiden gegangen sind, erinnere mich, wie er heimlich ein Glas eingeschenkt hat, während Emily den Wagen anließ. Er hat mir das Glas mit einem kleinen, verschwörerischen Lächeln in die Hand gedrückt, die Flasche wieder in den Kühlschrank gestellt und ist nach draußen geeilt. »Nein«, antworte ich. Ich weiß, dass sie mich strenger beurteilen werden, wenn ich die Wahrheit sage; sie werden mich verdächtigen. Aber vor allem könnte ich es nicht ertragen, wenn Emily davon erfährt, wenn sie denken würde, ich wäre an all dem schuld, weil ich ein bisschen Sekt getrunken habe. Ich war noch nicht mal beschwipst, also, jedenfalls nicht *betrunken*, nur ein bisschen entspannter. Es war schließlich Silvester, Herrgott noch mal. Jeder trinkt an Silvester ein Glas Sekt, oder? »Nein, nur Tee«, sage ich. »So um acht rum habe ich mir eine Tasse gemacht. Vielleicht Viertel nach acht.« Ich weiß, ich habe die Flasche ausgetrunken, denn ich erinnere mich, dass ich durch die Hintertür nach draußen gegangen bin und die leere Flasche in der Mülltonne versenkt habe, gut versteckt unter Milchkartons und Senfgläsern und Crackerpackungen. Habe ich danach die Hintertür wieder abgeschlossen? Ja, ich bin mir ganz sicher, denn ich weiß noch, dass ich vorsichtshalber die Klinke gedrückt habe, bevor ich ins Wohnzimmer zurückgegangen bin. Und dann bin ich eingeschlafen.

»Und danach? Erinnern Sie sich an irgendetwas?«

»Nein, an gar nicht«, antworte ich, denn ich erinnere mich wirklich an gar nichts.

Ich halte mich für eine Frau, der es schwerfällt zu lügen, aber wenn ich in mich gehe, wird mir klar, dass schon diese

Behauptung eine Lüge ist. Wir lügen alle, oder? Wir behelfen uns mit kleinen Flunkereien, kleinen Unwahrheiten, die das Leben geschmeidiger machen. Unserem Zahnarzt schwindeln wir vor, wir würden täglich Zahnseide benutzen, unserem Hausarzt verschweigen wir, wie viel Alkohol wir tatsächlich konsumieren, unseren Freunden tischen wir erfundene Geschichten auf, warum wir zu spät zu einer Verabredung kommen. Und letztlich belügen wir uns selbst darüber, wie wir uns wirklich fühlen und was wir wirklich denken. Sind das alles Lügen? Nicht, solange niemand zu Schaden kommt, oder? Wenn diese kleinen Lügen und Ausflüchte nur dazu dienen, jemanden zu schonen, zu trösten oder vor einer Enttäuschung zu bewahren, dann muss das doch etwas Gutes sein, oder? Keine Lügen, sondern eher Feinjustierung. Zum Beispiel meine Lüge über das Kinderhüten: Das war auf Mums Beerdigung; Emily und ich waren total aus dem Häuschen vor Freude über unser Wiedersehen, und plötzlich platzt Em mit der Idee heraus, ich könnte die kleine Daisy hüten. Ich war sprachlos – klar, wollte ich das machen –, aber so schnell, wie Emily es gesagt hatte, kamen ihr auch schon Zweifel.

»Ich hab in Kanada ein halbes Jahr lang als Kinderfrau gearbeitet«, hab ich so überzeugend gesagt, dass ich es beinahe selbst geglaubt hätte. »Bei einer total netten Familie. Die hatten eine vierjährige Tochter und ein Baby. Die Mutter meinte, ich wäre ein Naturtalent! Ich wäre noch länger geblieben, wenn ich nicht schon den Heimflug gebucht gehabt hätte.«

Emily hatte sich entspannt und beglückt gelächelt, und ich hatte kein schlechtes Gewissen wegen der Lüge; ich wusste, dass ich das Richtige gesagt hatte. »Ich kümmerge

mich darum«, hatte sie gesagt und sich nach James umgeschaut. Er stand mit ein paar älteren Leuten, Freunden von Mum, am Kamin. Die drei weißhaarigen Frauen unterhielten sich angeregt mit ihm, sichtlich angetan von dem charmanten jungen Mann, der mit ihnen so entspannt plauderte und lachte und ihnen allen seine Aufmerksamkeit schenkte. Er hatte etwas Jungenhaftes an sich, und obwohl ich ihn erst vor wenigen Stunden kennengelernt hatte, konnte ich verstehen, was die Frauen so anziehend an ihm fanden. Ich mochte James vom ersten Augenblick an; er gehörte zu den Guten.

»Glaubst du, James wird damit einverstanden sein?«, fragte ich Emily, unsicher, wie er es finden würde, dass ich bei ihnen einzog, ich war ja praktisch eine Fremde für ihn. Es erschreckte mich, welche Angst ich auf einmal davor hatte, dass diese spontane Idee sich nicht verwirklichen ließ.

Emily hielt sich eine Hand an den Mund wie eine Muschel, und die verschwörerische Geste war so vertraut, dass ich einen Moment lang zu träumen glaubte. Konnte es wahr sein, dass ich hier mit Emily zusammen war? Emily mit ihrer makellosen hellen Haut und ihren funkelnden kastanienbraunen Augen, die den meinen so ähneln – Emily mit ihrem glänzenden dunklen Haar und den langen, manikürten Nägeln, immer noch die große Schwester, die Erwachsene. Gott, wie sehr sie mir gefehlt hatte – wie mir alles gefehlt hatte, worin wir so verschieden waren, und auch alles, worin wir uns so ähnelten.

Sie lächelte verschlagen. »Was die Kindererziehung betrifft, bin ich die Chefin – er wird einverstanden sein.«

Natürlich ging alles gut, und vierzehn Tage später

setzte ich mit der Fähre über den glitzernden Solent zur Isle of Wight über und zog mit meinen Siebensachen in Emilys und James' hübsches Haus ein. Ich muss viel besser im Lügen geworden sein, denke ich jetzt, denn Emily hat meine Flunkerei nicht durchschaut, so wie sie es früher immer konnte; also, entweder bin ich besser geworden, oder Emilys innerer Lügendetektor funktioniert nicht mehr so gut wie damals. Oder sie hat mich von Anfang an durchschaut und wollte mich trotzdem haben. Vielleicht wollte sie mich wieder in ihrer Welt haben, wollte, dass ich wieder zu ihrem Leben gehöre, so wie früher, als wir jung waren, jung genug, um einander unser Anderssein zu verzeihen. Jung genug, um einander unsere Fehler zu vergeben.

4 Emily

Emily kann ihre Stimmen durch die Kinderzimmerwand hören; sie sitzt im Stillsessel, eine kleine Stoffkatze in der Hand, den Blick auf den Schatten des Gitterbettchens geheftet, den die Morgensonne auf den Teppich wirft. An einem normalen freien Tag würde sie sich jetzt über das Bettchen beugen, um Daisy für ihren Mittagsschlaf hinzulegen, würde die Decke glattstreichen und das Mobile aufziehen, damit sich Mond und Sterne zu einer Schlafliedmelodie drehen. An einem normalen Tag würde sie anschließend nach unten gehen, die Suppe fürs Mittagessen aufsetzen und Daisys Spielsachen vom Boden aufsammeln, während James den Tisch decken und eine Flasche Wein entkorken würde. An einem normalen Tag wäre ihre Schwester nicht zur Vernehmung auf dem Polizeirevier, und Emily würde nicht ihre tintengeschwärzten Fingerkuppen betrachten, und Chloe würde nicht verkatert in ihrem Zimmer stehen und sich die schlimmste Nachricht ihres Lebens anhören. Plötzlich wird Emily bewusst, dass sie sich bisher noch nie über Chloes Beziehung zu Daisy Gedanken gemacht hat. Sie weiß, dass Chloe Daisy lieb hat, dass sie sie total niedlich findet und sie gern knuddelt und mit ihr spielt und ihr jedes Mal mit dem Finger auf die Nase stupst, wenn sie in ihrem Hochstuhl sitzt und sie an ihr vorbeigeht. Trotzdem kommt es Emily immer noch komisch vor, Chloe von

ihrer »kleinen Schwester« sprechen zu hören, weil die beiden doch eigentlich gar keine Schwestern sind – jedenfalls nicht so, wie Emily und Jess es waren, die von Anfang an zusammen aufgewachsen sind, mit denselben Eltern, denselben Großeltern, den gleichen Schulfreunden und den gleichen Kindheitserlebnissen. Das Einzige, was Chloe und Daisy gemeinsam haben, ist ihr Vater. Wie können sie wie Schwestern sein, wo das Leben der einen sich doch so sehr von dem der anderen unterscheidet?

Chloes Zimmer ist nebenan. James ist bei ihr und sagt ihr gerade, dass Daisy verschwunden ist. *Unser Baby ist verschwunden.*

Emily spricht die Worte kaum hörbar aus. »*Daisy ist weg.*« Sie wundert sich, dass sie nicht weinen kann, wie sie es gern möchte, wie es sich eigentlich gehören würde. Es besteht kein Zweifel daran, dass Schock und Trauer in ihr arbeiten, aber Emily ist unfähig, diese Gefühle zum Ausdruck zu bringen, sie in Tränen und Worten herauszulassen.

Wie zum Kontrast hört sie, wie nebenan der Schmerz aus Chloe herausbricht, hört den schrillen Schrei der Ungläubigkeit, die Kaskade aus Wörtern und Fragen, und im Hintergrund die leise, tröstende Stimme von James, der sie in die Arme nimmt und ihre Schreie dämpft.

Emily kann sich nicht an die Ankunft ihrer kleinen Schwester erinnern, denn sie war nicht einmal ein Jahr alt, als Jess geboren wurde, und letztlich wuchsen sie fast wie Zwillinge auf, nur dass Emily jeden Meilenstein als Erste erreichte und Jess ihr immer ein bisschen hinterher war. Kein Wunder, dass Emily manchmal ein bisschen ruppig mit Jess

umsprang und bestimmte, wo es langging; Jess war nicht so viel jünger, dass Emily sie hätte bemuttern können, aber sie konnte auch nicht mit Emily mithalten. Emily wusste, dass Jess nichts dafür konnte, aber das änderte nichts daran, dass es sie manchmal ärgerte, wenn Jess sie mit ihren unsicheren Bewegungen oder ihrem zögerlichen Temperament bremste. Sie waren so verschieden, nicht nur körperlich – Emily war blass und dunkelhaarig, Jess dagegen rosig und blondgelockt –, sondern von ihrem ganzen Wesen her. Während Emily sich der Tanz- und der Theater-AG anschloss und im Schulchor sang, war Jess eher einzelgängerisch und liebte es zu zeichnen oder im Garten Unkraut zu jäten oder Mrs. Shaws Pudel Victor auszuführen. Die extrovertierte Emily hatte sich oft über Jess' stille Art geärgert, aber erst jetzt, als sie ihre Kindheit Revue passieren lässt, wird ihr bewusst, dass es gleichzeitig der Charakterzug war, den sie am meisten an ihrer Schwester schätzte. Natürlich standen sie sich nahe, und wenn Emily sich anstrengt, kann sie sich an Situationen erinnern, in denen Jess *sie* bemuttert hat, in denen sie sie besänftigt hat, wenn sie sich mal wieder in eine Idee hineingesteigert oder einer Freundin gegenüber die Beherrschung verloren oder sich in der Schule in Schwierigkeiten gebracht hatte. Jess konnte sie beruhigen wie niemand sonst und sie konnte sich auf ihre stille Art ziemlich gut durchsetzen. Emily erinnert sich an einen Streit mit einem von den rüpelhaften Jungs am Ende der Straße; sie muss damals sieben oder acht gewesen sein, und Connor Drake hatte ihr einen Stock in die Speichen geworfen, so dass sie vornüber vom Fahrrad geflogen und auf den Grasstreifen neben der Straße gefallen war. Außer sich vor Wut war Emily aufgesprungen und auf ihn

losgegangen, hatte ihn zu Boden geworfen, seine dünnen Arme mit den Knien fixiert und blindlings mit den Fäusten auf ihn eingeschlagen. Sie hatte ihn dafür gehasst, dass er sie gedemütigt, ihr Schmerzen zugefügt, sie zum Gespött gemacht hatte, und in ihrer blinden Raserei hätte sie ihn am liebsten totgeschlagen. Als Jess dazukam, blutete Connor bereits aus der Nase und schrie nach seiner Mum, obwohl er schon zehn war. Jess beugte sich zu Emily hinunter und flüsterte: »Komm, wir gehen nach Hause«, aber Emily wollte nicht aufhören, ihn zu bestrafen. Als sie zum nächsten Schlag ausholte, packte Jess mit einer Hand ihre Faust und mit der anderen ihren Kragen und zog sie sanft, aber resolut auf die Füße. »Komm, wir gehen«, flüsterte sie noch einmal, und ehe Emily wusste, wie ihr geschah, folgte sie ihrer jüngeren Schwester, hob ihr zerschrammtes Fahrrad auf und verließ den Ort ihrer Demütigung, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Em?« James steht in der Tür, und sie fährt in ihrem Sessel hoch, beschämt, dass sie es fertigbringt, in so einem Moment einzuschlafen. »Alles in Ordnung?«

Er ist aschfahl, der Kummer steht ihm ins Gesicht geschrieben, und sie beneidet ihn darum, dass er seine Gefühle so offen zeigen kann.

»Ja, ich hab nur kurz die Augen zugemacht«, antwortet sie.

Im Flur hinter ihm huscht Chloe vorbei, und James und Emily sehen einander an, während sie ihren leisen Schritten auf der mit Teppichboden ausgelegten Treppe lauschen. Es ist ein wunderschöner, sonniger Tag; alle anderen Inselbewohner machen jetzt ihren traditionellen Neujahrs-



Isabel Ashdown

Little Sister - Kannst du ihr vergeben?

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-7341-0570-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2019

Du hast deiner Schwester vertraut? Das hättest du nicht tun sollen ...

Sechzehn Jahre lang haben sich die Schwestern Jessica und Emily nicht gesehen. Jessica verließ nach einem tragischen Ereignis in ihrer Jugend das Elternhaus und brach den Kontakt ab. Erst auf der Beerdigung ihrer Mutter sehen sie sich wieder und nähern sich erneut an. Die Vergangenheit scheint vergessen, und Emily lädt Jessica ein, in ihrem Haus bei ihrer Familie zu wohnen. Doch als Emilys kleine Tochter Daisy verschwindet, während Jessica auf sie aufpassen sollte, brechen alte Wunden auf, und das schöne Leben, das Emily so sorgsam aufgebaut hat, gerät aus den Fugen ...



Der Titel im Katalog